

Paula Czeczil

Der blaue Peter

Paula
Czeczil

Der
blaue
Peter

© 2022 Paula Czeziel

Umschlaggestaltung: Buchschmiede, Wien

Lektorat/Korrektorat: Silke Rabus

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99129-700-0 (Paperback)

978-3-99129-699-7 (Hardcover)

978-3-99129-707-9 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Ich widme dieses Buch allen Menschen, die mich auf meinem Weg begleitet haben. Allen, die an meine Träume geglaubt haben. Ihr habt mir den Wind für meine Segel geschenkt!

Mein besonderer Dank geht an diejenigen, die es vermögen, täglich andere zu inspirieren und zu bestärken. An alle, die ihrer Mitwelt ein Lächeln schenken. An alle Lebenskünstler, die ihre Umgebung mit Energie bereichern. An alle mutigen Seelen, die trotz Gegenwind weitersegeln. An alle Menschen, die in der Straßenbahn lächelnd aufstehen, um den Sitzplatz an andere abzugeben. Ich danke euch für diese unbezahlten, wertvollen Dienste. Ihr macht diese Welt zu einem schöneren Ort.

Der Wind drehte auf Südwest und trieb eine riesige Welle vor sich her, die eine Frau an den Strand spülte. Wie aus dem Nichts hörte sie etwas rauschen: „Nun wirst du allein zurechtkommen.“ Doch rund um die reglose Frau war niemand. Ihr nasses Kleid klebte an ihrem Körper und sie fror. Als die nächste Welle über ihre Beine schwappte, verwechselte sie den weichen Meeresschaum mit einer Decke, die sie sich über den Kopf ziehen wollte. Aber stattdessen rann Sand durch ihre Finger. Widerwillig öffnete sie ihre Augen.

Das grelle Licht blendete und verwirrte sie. War sie gestorben? Träumte sie? Schlaftrunken versuchte sie, die Kontrolle über ihre Gedanken zu bekommen. Erst jetzt nahm sie ihren Herzschlag wahr. Es war also nicht das Ende und es handelte sich auch nicht um einen Traum. Aber warum liege ich im Sand und wieso kreist eine schneeweiße Taube über meinem Kopf? Sie folgte dem Vogel mit ihrem Blick. Ein seltsames Gefühl des Friedens stieg in ihr auf, während die Taube sich hoch in die Lüfte erhob und weiterflog. Als sie ihren Oberkörper aufrichtete, um sich umzusehen, versank unbemerkt ein goldener Spiegel neben ihr im Sand.

Wo war sie? Soweit sie blicken konnte, sah sie wehende Palmen und Sandstrand. Der unberührte Küstenstreifen erinnerte

sie an eine Ansichtskarte aus der Karibik. Nur die Sonnenliegen samt Sonnenhungriger, die sich gegenseitig die Rücken eincremten, fehlten. Es gab bloß den Himmel, das Meer und eine flinke Krabbe, die sich auf ihrem Bein verirrt hatte. Erschreckt drehte sie sich zur Seite, um das Tier zu verjagen. Eine kleine Bewegung genügte und die Krabbe fiel in den Sand.

Plötzlich stieg der Puls der jungen Frau. Das hier war tatsächlich real. Sie erinnerte sich an nichts, aber war sie wenigstens noch bei Verstand? Sie konnte den Gedanken nicht weiterverfolgen, denn als sie ihre Beine bewegte, um sich aufzusetzen, schmerzte etwas unangenehm am rechten Fuß. Ein Blick nach unten ergab Klarheit. Knapp über dem Riemen ihrer braunen Ledersandale brannten Sand und Salzwasser in einer offenen Wunde am Knöchel. Dann war sie also aus dem Meer gekommen. Aber wie? Hatte sie ein Bootsunglück überlebt?

Mit aller Kraft versuchte sie, sich an etwas zu erinnern, doch ihre Vergangenheit schien wie ausgelöscht. Nicht einmal ihr Name fiel ihr ein und es gab niemanden, den sie hätte fragen können. Verwirrt starrte sie auf ihre Verletzung, als sie einen leichten Druck auf ihren Schultern spürte. Sie trug einen Lederrucksack. Neugierig nahm sie ihn ab und zog an den halboffenen Gummibändern, um einen Blick ins Innere zu werfen. Mehrmals griff sie bis zum Boden ins Leere. Wahrscheinlich habe ich alles im Meer verloren, dachte sie und legte den Rucksack enttäuscht neben sich ab.

Sie war also gestrandet. Jede Erinnerung war wie weggefeht, doch immerhin konnte sie noch logisch denken. Demnach war

sie von nun an wohl auf ihre Intuition und Überlebenskunst angewiesen.

Sie beschloss, sich etwas umzusehen. Womöglich gibt es ja in der Nähe eine Hotelanlage, dachte sie mit ein wenig Zuversicht. Als sie aufstand und die ersten Schritte machte, fühlte sie sich zwar matt und zerschlagen, aber beruhigt. Immerhin trugen sie ihre Beine, auch wenn sich der Schmerz an ihrem Bein wieder meldete. Aus ihrem fußlangen Sommerkleid riss sie ein Stoffstück und verband den Knöchel doppelt. Anfangs brannte die Wunde, doch sie war vor dem umherfliegenden Sand geschützt. Bald stellte sie erleichtert fest, dass sie besser auftreten konnte, und begann, langsam den Strand entlangzugehen.

Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Nicht einmal ein Segelboot, dem sie hätte winken können. Noch dazu zog sich der leere Strand endlos weiter und die Sonne stand schon tief.

Offenbar musste sie sich mit dem Gedanken abfinden, dass sie die Nacht am Strand verbringen würde. Noch war die Luft angenehm warm, aber sie fürchtete die Kälte der Nacht. Sie entschloss sich, zu dem Platz zurückzugehen, an dem sie aufgewacht war. Dort lag immerhin ihr leerer Rucksack – der einzige Gegenstand, den sie noch aus ihrem alten Leben besaß. Auf dem Weg sammelte sie ein paar trockene Holzstücke und einige weiß melierte Steine, die sie als Feuersteine verwenden konnte. Ihre Fundstücke schlichtete sie neben dem Rucksack auf.

Ohne zu überlegen, wie oder wo sie es gelernt hatte, schlug sie unzählige Male die Steine aneinander, bis sich erste Feuerfunken gebildet hatten und aus der kleinen Flamme schnell ein großes Feuer wurde. Immer wieder legte sie trockene Palmenwedel nach, die überall am Strand herumlagen. Schließlich gaben die Flammen eine wohlige Wärme ab und warfen einen flackernden Lichtschein in die beginnende Nacht. Sollte jemand nach ihr suchen, würde das Feuer nun auf sie aufmerksam machen.

Ab und zu warf sie ängstliche Blicke in Richtung des nahen Waldes, aus dem mit einem Mal ein unheimlicher Nebel aufstieg. Die Dämmerung befeuerte ihre Fantasie zusätzlich und so bildete sie sich ein, im undurchdringlichen Gebüsch einen Schatten gesehen zu haben. Rechts schien ein Trampelpfad in den Wald zu führen. War er nur durch Tierpfoten entstanden? Versteckten sich dort schwarze Leoparden, die sich durch die Nacht jagten, oder noch schlimmer, Kannibalen mit bunt bemalten Gesichtern, die sich gegenseitig fraßen?

Schnell schüttelte sie die Vorstellung ab. Ihre Fantasie war ihr jetzt keine Hilfe. Sie nahm ein Stück Treibholz und brach es in zwei Teile. Das eine Ende warf sie in das Feuer und das andere behielt sie fest in der Hand, wie einen Speer. Wenn doch noch wilde Tiere aus dem Gebüsch heraussprangen, konnte sie sich zumindest verteidigen. Auf keinen Fall wollte sie kampflös aufgeben und sterben. Unruhig fuchtelte sie mit der selbsterfundenen Waffe in der Luft herum. Doch nach einer Weile, in

der nichts weiter geschah, entspannte sie sich wieder und widmete sich der beruhigenden Kraft des Feuers.

In Gedanken versunken begann sie, mit dem Holzstab im Sand vor sich hinzuzeichnen. Ohne zu wissen und noch weniger zu verstehen, woher ihre Inspiration kam, formte sich in ihrer Vorstellung aus den anfangs undefinierbaren Linien schon bald das Abbild eines Schiffes. Weiße Segel wurden gehisst und auf dem höchsten Mast wehte „Der blaue Peter“. Plötzlich fiel ihr ein, dass diese Flagge in der Schifffahrt verwendet wurde und 24 Stunden vor dem Ablegen gehisst wird als Zeichen für die Aufforderung „Alle Mann an Bord“.

Für einen Augenblick überlegte sie, wie seltsam es war, dass sie sich genau an diese Fahne erinnern konnte. Immerhin kann ich mich an etwas erinnern, dachte sie. Lange betrachtete sie das mächtige Schiff mit seinen zehn weißen Segeln vor ihrem geistigen Auge. Es war, als ob es direkt vor ihr, hier an diesem Strand, Anker gesetzt hätte. Und so wie die Flagge vermittelte es die unumstößliche Gewissheit: Die Zeit für den Aufbruch ist gekommen.

Mit dem Bild des Schiffes stieg Hoffnung in ihr auf und verdrängte die Angst. Das Feuer hatte ihr Kleid rasch getrocknet. Nun wickelte sie es eng um ihren Körper und legte ihren Kopf auf den Rucksack. Auf dem Rücken liegend, betrachtete sie die unzähligen Sterne am Himmel und hörte eine sanfte, ruhige Stimme in sich: „Alles hat einen Sinn.“ Das war ihr letzter

Gedanke, bevor sie erschöpft einschlief. Allmählich erlosch das Feuer, aber die Glut glomm weiter und hielt sie warm.

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, wurde sie von einem stechenden Schmerz in ihrem Fuß geweckt. Aber noch mehr schmerzte das Wissen, an einem unbekannten Strand fernab jeder Zivilisation zu liegen. Wie sollte sie jemals wieder aufstehen können? Panik stieg in ihr hoch. Sie wollte laut schreien, aber es wäre ja doch zwecklos. Niemand würde sie finden und retten. Sie sah sich elendig verhungern und verdursten und wollte in ihrer Verzweiflung nur mehr sterben. Die Ebbe hatte mittlerweile einen breiten Streifen am Strand freigelegt, der gestern noch nicht da war, sodass sich die Wellen in einiger Distanz zu ihr brachen. Das Einzige, was sie tun musste, war liegenzubleiben und zu warten, bis das Meer wieder anstieg. Wäre ich doch gleich ertrunken, dachte sie, während sie ihren notdürftigen Verband anstarrte und hoffte, dass der Tod schnell und schmerzlos kam. Doch dann überkam sie der absurde Gedanke, dass die Wunde durch das Salzwasser bestimmt höllisch brennen würde. Auch wenn sie den Zeitpunkt zum Sterben für geeignet hielt, befürchtete sie noch mehr, die Schmerzen nicht zu ertragen.

Sie betrachtete eine leere Krabbenhülle vor ihren Füßen. Das Tier hatte es wohl nicht mehr rechtzeitig zurück ins Meer geschafft. Mit zittrigen Fingern nahm sie ihren Holzstab und schob die Hülle ein Stück auf die Seite. Die arme Krabbe war

mausetot. Wahrscheinlich war sie nicht schnell genug gewesen, dachte sie trübselig und spürte gleichzeitig, dass sie selbst auf keinen Fall so enden wollte.

Wie ein kleines, Mut machendes Zeichen tauchten mit einem Mal drei weitere Krabben auf. Quietschvergnügt und voller Leben krabbelten sie flink in Richtung Meer. Sie staunte und hatte einen Einfall.

Genauso schnell, wie die Krabben das kühle Meer aufsuchten, war es vermutlich ihre Aufgabe, in die entgegengesetzte Richtung zu laufen. Aus diesem Gedanken heraus stand sie auf. Und obwohl der Schmerz in ihrem Fuß pochte, ging es einfacher, als sie befürchtet hatte. Selbst wenn sie nicht so schnell laufen konnte, motivierte sie der Gedanke an die Krabben: Wenn die Krabben das können, kann ich es auch. Freilich hatten die Tiere mehrere Beine und sie nur zwei, wovon das eine beeinträchtigt war. Dafür konnte sie Riesenschritte machen.

Ich tue, was ich tun muss, sprach sie sich selbst Mut zu und setzte sich ihren Rucksack auf den Rücken. Ohne weiter nachzudenken, nahm sie den Holzstab, mit dem sie am Vortag das Schiff gezeichnet hatte, in die Hand und verließ den Strand in Richtung Wald. Am Waldrand angekommen, freute sie sich über ihren kleinen Sieg. Unverzüglich meldete sich die beruhigende innere Stimme wieder: „Du weißt nicht, wer du warst oder wohin du gehen sollst? Ganz egal – gehe einfach weiter und frage dich, wer du sein möchtest.“

Sie vertraute dieser Stimme und beschloss, dass sie sich von nun an Sophia nennen würde. Mit diesem Namen fühlte sie

sich sofort wohler. Ein schöner Name. Auch ohne Erinnerung war sie sich gewiss, dass sie eigentlich immer so heißen hatte wollen, und freute sich über ihren guten Einfall.

Der Holzstab gab ihr Sicherheit und führte sie entlang des schmalen Pfades. Weg von dem lästigen Sand und sogar vorbei an den erfundenen Leoparden und Kannibalen. Außerdem hatte sie eine Gesprächspartnerin in sich gefunden. Eine pfiffige Frau, wie sie fand, die den Kampf mit dem Unbekannten aufgenommen hatte, anstatt aufzugeben, um zu sterben.

Als sie den höchsten Punkt eines Hügels erreicht hatte, drehte sie sich um und betrachtete das Meer. Sie empfand es nicht mehr als eine bedrohliche Naturgewalt, die sie fast aus dem Leben gerissen hätte, um ihr dann ein neues Leben zu schenken. Es war schlichtweg nur das Meer und erst aus der Distanz vermochte sie, dessen Schönheit zu erkennen.

An diesem Morgen schien das Meer unendlich weit zu sein und reichte glitzernd bis in die Sonne hinein. Grünlich schimmernd lag es vor ihr und es sah aus, als sei es von tausenden Diamanten übersät. Alles scheint so fern und grenzenlos, dachte sie, während sie eine unerklärliche Aufregung überkam. Im Meer lag definitiv ein Geheimnis begraben. Ein überwältigendes Gefühl der Sehnsucht überkam sie. Verwirrt über die Macht ihrer Gefühle, umklammerte sie fest den Holzstab und setzte ihren Weg fort.

Im Wald war es schattig und angenehm kühl. Die abwechslungsreiche Vegetation wirkte unberührt, aber nicht so leblos, wie es ihr anfangs vorgekommen war. Ihre Selbstgespräche und die vielen unbekannten Pflanzen am Wegesrand lenkten sie ab und schon nach einer kurzen Weile ließ der Schmerz am Knöchel nach. Viele Bäume schienen vom Wind gefällt worden zu sein. Manchmal musste sie über einen Stamm klettern, um weiterzukommen.

Inmitten der scheinbaren Wildnis entdeckte Sophia sogar einen Feigenbaum. Das beruhigte sie und gab ihr Selbstvertrauen, denn so wusste sie, dass sie nicht verhungern musste. Während einer kurzen Rast pflückte sie eine saftige, rote Feige und biss hinein. Auch ihr Durst wurde etwas gestillt. In einer gewissen Weise kam sie mit ihrer Situation also gut zurecht.

Ein wenig fühlte sie sich, als würde ihr Leben noch einmal neu beginnen. Als ob alle Mauern, innerhalb derer sie vielleicht einmal gefangen gewesen war, in sich zusammengefallen wären. Das bedeutete, dass sie die Möglichkeit hatte, sich völlig neu zu erfinden. Doch wollte sie das? Immerhin musste sie weder alte Muster noch Glaubenssätze aus ihrem Kopf verjagen, denn da war ja nichts mehr. Nur Leere. Unter diesem Aspekt betrachtet, fühlte sie sich wie ein Niemand. Als irrte sie in einem schwarzen Loch umher.

Als sie den nächsten Bissen von der dunkellila Feige machte, bemerkte sie, dass sie die Frucht mit der linken Hand zu ihrem Mund führte. Auch fiel ihr auf, dass sie die Feige geräuschlos mit geschlossenem Mund aß. Womöglich steuert mich das

Gelernte, ohne dass ich es selbst wahrnehme? Daran hielt sie sich fest. Als sie den letzten Bissen zu Ende gekaut hatte, wusste sie zwar noch immer nicht mehr als vorher, schritt aber, ausgestattet mit einer neuen Perspektive, zuversichtlich weiter.

Nach einer Weile erreichte sie einen Bach, dessen Verlauf von Königspalmen links und rechts gesäumt wurde. Bunte Vögel versammelten sich um das Wasser. Hie und da drangen Sonnenstrahlen durch die Blätter und trafen auf die glatte Wasseroberfläche. Diese reflektierte das Licht und ließ ein magisches Lichtspiel entstehen.

Endlich konnte sie auch ihren Durst löschen. Sophia beugte sich vor, formte mit ihren Händen eine Schale und trank. Das Wasser schmeckte erfrischend und sauber. Kurz überlegte sie, ob sie die Wunde säubern sollte, entschied sich aber dann dagegen, denn die Blutung schien gestillt und sie spürte ihre Verletzung kaum mehr. Sie trank noch ein Schluck. Dabei fielen ihr die langen, kastanienbraunen Haare vornüber und berührten die Wasseroberfläche. Gleich Ringen zog das Wasser seine Kreise um die nassen Haarspitzen. In gebückter Haltung blieb Sophia stehen und betrachtete ihr Spiegelbild, das sich kräuselte, als einige Wassertropfen von ihren Lippen in den Bach fielen. Sie verharrte in dieser Position, bis die Wasseroberfläche sich wieder in einen glatten Spiegel verwandelte, und betrachtete sich genau.

Sophia erkannte sich wieder. Das war sie. So hatte sie mit Sicherheit schon ausgesehen, bevor sie sich am Strand im Nir-

gendwo wiedergefunden hatte. Vorgestern. Dunkle, braune Augen schauten sie unter den sandigen, zerzausten Haaren neugierig an.

Sie drehte ihren Kopf einige Male hin und her, um mehr über ihr Aussehen zu erfahren. Und plötzlich sah sie in ihrem Gesicht auch etwas, das sie überraschte. Ihr Gesichtsausdruck wirkte entschlossen, ihr Blick aufrichtig und fast kämpferisch. Womöglich spiegelte sich darin die pfiffige Frau wider, die sie vorangetrieben hatte, als sie sich aufgeben wollte? Neugierig hielt sie an ihrem Blick fest. Seltsamerweise sah sie nun die Schönheit in der Ungewissheit. Vor ihr lag eine unbelastete Zukunft. Und selbst wenn sie noch keine Ahnung hatte, was diese ihr bringen würde, eröffnete sie ihr doch alle Möglichkeiten.

Sie hob leicht ihr Kinn. Erst jetzt bemerkte sie ein funkelndes Strahlen an ihrem Hals. Es kam von einem glitzernden, kleinen Schneekristallanhänger, der von einer feinen, silbernen Kette baumelte. Wie hatte sie diese Kette bis jetzt bloß nicht bemerken können? Sophia griff mit beiden Händen danach. Der Anhänger kam ihr bekannt vor.

Ihr Kopf war plötzlich voller zusammenhangloser Bilder. Eine Torte mit vielen Kerzen und ein roter Karton kamen ihr in den Sinn. Konzentriert versuchte sie, die vage Erinnerung zu schärfen, doch eine Brise im Nacken lenkte sie ab und sie drehte sich um. Eine schneeweiße Taube kam auf sie zugeflogen und nahm neben ihren Füßen Platz. Es schien die gleiche Taube zu sein, die am Strand über ihrem Kopf gekreist war. Mit ge-

streckten Flügeln neigte sie ihren Kopf, um ebenfalls aus dem Bach zu trinken. Fast wirkte es so, als würde das Tier sie nachahmen. Danach blieb es ganz ruhig neben ihr sitzen.

Nach einer Weile hob die Taube wieder ab und flog den Bachlauf entlang. Sophias Blick folgte dem Vogel, dessen Gestalt mit der Entfernung immer kleiner wurde. Noch ein Stück weiter ließ er sich auf einem Brückengeländer nieder, flog dann jedoch entlang des Pfads weiter, bis er schließlich außer Sichtweite war. So wie es der Mythos besagte, hatte auch diese Taube etwas Friedliches und Vertrauenswürdiges an sich. Aus diesem Grunde folgte Sophia ihr und schlug dieselbe Richtung ein.

Immer noch deuteten keine Spuren auf die Anwesenheit von Menschen hin. Einen Augenblick lang kam Sophia ein furchtbarer Gedanke. Was, wenn sie die Einzige hier wäre? Diese Vorstellung erschreckte sie. Noch kam sie mit dem Alleinsein zurecht. Doch vielleicht niemals mehr die Möglichkeit zu haben, sich mit irgendjemandem auszutauschen, empfand sie als eine schreckliche Perspektive.

Sollte ich doch allein bleiben, weiß ich zum Glück, wie ich ein Feuer entzünden kann. Schwarze Leoparden und Kannibalen scheint es keine zu geben und verhungern muss ich auch nicht, dachte Sophia und entspannte sich wieder.

Gedankenverloren blickte sie auf den Weg vor sich. Plötzlich begriff sie, dass sie gar nicht allein sein konnte. Es musste hier Menschen geben. Sonst gäbe es keinen Weg und auch die Brücke und das Gelände, auf dem die Taube gesessen hatte, würden nicht existieren.

Hoffentlich waren es angenehme Zeitgenossen und nicht irgendwelche unfreundlichen oder gar kriegesischen Bewohner. Sophias Fantasie blühte sofort wieder auf. Verständlicherweise, denn mitten im Wald, zwischen Farnen, Palmen und Dornengestrüpp, hielt sie alles für möglich.